

Sonntagsgruß

Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Gießen

Nr. 9

Gießen, Sonntag Oskuli, den 3. März 1918

7. Jahrg.

Immer wieder.

Psalm 97, 11. Dem Gerechten muß das Licht immer wieder aufgehen und Freude den frommen Herzen.

Es ist soviel „Immer wieder“ im täglichen Leben. Immer wieder die graue Sorge und die alte Mühe. Sisyphusarbeit von einem Tage zum andern. Immer wieder Versuchung und Fall, immer wieder Kampf und Not. Es gibt ein lähmendes „Immer wieder“, wie es im Weltkrieg uns entgegengetreten ist: immer wieder ein Triumph der Lüge und Bosheit, immer wieder ein Harren und Hoffen vor neuen Schwierigkeiten, neuen Feinden, neuen Opfern. Aber auch das trutzige gläubige „Immer wieder“ haben wir lernen dürfen. „Dem Gerechten muß das Licht immer wieder aufgehen und Freude den frommen Herzen.“ Wie ein Naturgesetz wirkt es sich im Leben der Gotteskinder aus: Das Licht muß aufgehen in der Finsternis. Es ist, als hätten die beiden einen himmlischen Bund miteinander geschlossen: Das Licht mit den frommen Herzen. Die Frauen am Ostermorgen durften die große Erfahrung machen und die Jünger nach der Auferstehung des Herrn: — es muß doch Frühling werden.

Was für ein seliger Trost, geschöpft aus tausendfacher Erfahrung: immer wieder! So ermuntert der himmlische Arzt den Kranken, daß er sich getrost hineinlegt in die treuesten Hände: immer wieder Licht und Freude. Der den Trost gegeben, kennt ganz genau den Verlauf der Krankheit, den Lauf der Dinge, das Wesen der Welt und übersieht deutlich die letzten Kräfte und Gesehe: immer wieder! All die Worte der heiligen Schrift von Wiederkehr und Wiedersehen, Wiederbringen und Wiederfinden klingen nach in dem zuversichtlichen „Immer wieder“. Was für eine heilige Mahnung das „Immer wieder!“ Nur den Gerechten und Frommen ist der Trost gegeben. Immer wieder sich zusammenzuraffen zu Geduld und Ausdauer, zum gehorjamen Tragen und Weiterwandern; immer wieder den Weg der Wahrhaftigkeit und des sittlichen Ernstes betreten, der Pflichterfüllung und Treue, immer wieder sich beugen und aufrichten unter der gewaltigen und barmherzigen Gotteshand: dann kommt auf das Immer wieder seliger Glaubenserfahrungen das letzte unveränderliche Aufgehen des Lichtes und Leuchten der Freude, dafür bürgt der An-

fänger und Vollender des Glaubens, unser Herr Jesus Christus.

Das Schicksal der deutschen evangelischen Mission nach dem gegenwärtigen Stande.

An Einzelberichten über den Zustand der evangelischen Missionen fehlt es nicht, von Nutzen wird es aber sein, die Veränderungen, welche der Weltkrieg auf diesem Gebiete gebracht hat, im ganzen zu überschauen. Eine solche Uebersicht gibt Oswald Müller-Steglich im neuesten Heft von „Die Biene auf dem Missionsfelde“. Seit Anfang dieses Jahrhunderts hatte die Mission einen außerordentlichen Aufschwung genommen. Als der Krieg ausbrach, befanden sich auf 741 Haupt- und 4032 Nebenstationen 1637 europäische Missionsarbeiter, darunter 248 Schwestern und 21 Aerzte, ferner 8963 eingeborene Gehilfen. Die Zahl der Heidenchristen belief sich auf 710 350, von denen 33 421 im Jahre 1913 getauft wurden. Im Lausunterricht befanden sich 64 557 Personen. In 4631 Schulen wurden 246 151 Schüler unterrichtet. Die Gesamteinnahmen in der Heimat beliefen sich auf 10 174 156 Mark, die auf den Missionsgebieten auf 2 811 817 Mark, und die Gesamtausgaben betragen 13 233 442 Mark. Die Einwirkungen des Krieges auf die einzelnen Missionsfelder sind nun ganz verschieden. In Kiautschou wurden bei dem Bombardement auch die verschiedenen Missionshäuser schwer beschädigt. Der Schaden beträgt über 100 000 Mark. Die Missionare und eintige Frauen dürfen ihre Arbeit in unbeschränktem Maße fortführen. In Japan können die Missionare ebenfalls ihre Arbeit fortsetzen. In der Südsee haben die Japaner die Karolinen-, Mariannen- und Gilbert-Inseln in Besitz genommen, dort ist ihnen der Aufenthalt der Missionare aus politischen Gründen nicht angenehm, daher wurden die evangelischen und katholischen Missionare ausgewiesen. Dagegen können in Kaiser-Wilhelms-Land, das mit dem Bismarck-Archipel und den Samoa-Inseln von Australien annektiert wurde, die Rheinischen und Neudettelsauer Missionare ihr Werk fortsetzen. Welche Wirkungen der Eintritt Chinas auf die dortige Missionsarbeit haben wird, läßt sich jetzt noch nicht sagen. Ihrer Freiheit sind die Missionare nicht beraubt. Dagegen hat die Mission in Indien große, nie wieder gut zu machende Schäden erlitten. Dort unter-

hielten die verschiedenen Gesellschaften nicht weniger als 152 Missionare, 17 Aerzte und Lehrer, 44 Missionschwestern. In 113 Haupt- und 974 Nebenstationen waren 160 456 Christen gesammelt. In 1072 Schulen und Seminaren wurden 48 699 Jüglinge unterwiesen. Dieses ganze große Werk ist niedergebrochen. In Afrika ist Logo am wenigsten in Mitleidenschaft gezogen, während in Kamerun die englischen und französischen Soldaten übel gehaust haben. Die Missionsstationen sind völlig zerstört, fast alle Missionare wurden nach England gebracht. In Deutsch-Südwestafrika durften mit englischer Erlaubnis die Missionare ihre Tätigkeit wieder aufnehmen. Die auf portugiesischem Gebiete liegenden Stationen wurden zerstört oder wegen Hungersnot aufgegeben. In Deutsch-Ostafrika sind die Missionare ganz verschieden behandelt worden, teilweise ließ man sie in Ruhe, viele andere aber wurden ausgewiesen oder verschleppt. In Südafrika konnten zuerst die Missionen ihre Arbeit fortsetzen, jetzt aber sind ihnen alle Schulen genommen und alles Eigentum ist unter englische Verwaltung gestellt. In Ägypten wurden die Missionare der Sudan-Bionier-Mission ausgewiesen. Also: das Bild ist dunkel, ohne Sinn und Zweck ist viel Gutes zerstört worden. Aber wenn in Europa ein ehrenvoller deutscher Friede erkämpft sein wird, wird auch für die Missionen das Morgenlicht eines neuen Tages anbrechen.

Meine Amerikareise im Jahre 1849.

Von Wilhelm Barthel, Gießen.

Im Frühjahr des Jahres 1849 hatte ich meine Lehrzeit in Nürnberg beendet, da erwachte der Drang in mir, die Welt zu sehen. Die Verhältnisse in Deutschland waren durch die Revolution sehr ungewisse geworden, und dieser Umstand brach den Widerstand meiner Eltern, den sie meinem Vorhaben, nach Amerika zu gehen, entgegensetzten. Im Mai kehrte ich von Nürnberg nach Hause zurück, wo alsdann die Vorbereitungen für meine Reise allmählich getroffen wurden. Dänemark war damals mit Deutschland wegen Schleswig-Holsteins im Krieg, und unsere Häfen waren blockiert, so daß auch wegen meiner Reise das bevorstehende Ende der Blockade abgewartet werden mußte, was im August der Fall sein sollte. So geschah es denn auch, ich nahm gegen Mitte August Abschied von den Meinen und meiner Vaterstadt Hildburghausen und begab mich nach Bremen auf die Reise, die teils mit der Post, teils mit der Bahn zurückzulegen war. Einen Platz auf einem Schiffe, das Mitte August abgehen sollte, hatte mir ein heimatlicher Agent vermittelt. In Bremen angekommen, suchte ich einen Landsmann auf, der mir aus meiner Kindheit bekannt war und Braumeister einer größeren Branerei in

Bremen war. Dieser war mir behilflich bei den Einkäufen der Gegenstände, die ich zu meiner Reise benötigte. So fuhr ich denn von Bremen nach Bremerhaven und nahm Besitz von dem mir ausbedungenen Plaz im Zwischendeck des neuen, die erste Fahrt machenden Schiffes „Ella“, einer Bark, das heißt ein Zweimaster. Ich nahm einen der kleineren Bretterverschlüge, die für zwei Personen bestimmt sind, abgeschlossen werden können und auch etwas teurer als Zwischendeckplätze sind. Matratze und Decken hatte man selbst zu stellen.

Es waren eine Anzahl politischer Flüchtlinge aus der badischen Revolution an Bord, sie waren die besten Elemente des sonst sehr gemischten Publikums im Zwischendeck. Interessante Erlebnisse der ersten wurden berichtet und verkürzten die Zeit. Als wir in Bremerhaven noch auf der Reede lagen, stieß ein vom Unter gerissenes größeres Schiff mit dem unserigen zusammen, einige kleine Schäden wurden verursacht, was von den Passagieren als böses Omen betrachtet wurde. Da stürmisches Wetter bevorstand, beschloß unser Kapitän, nicht durch den Kanal, sondern durch die Nordsee um Schottland herumzufahren, was, obwohl die Fahrt etwas verlängert, aber sicherer schien. In der Nordsee hatten wir denn auch einen heftigen Sturm zu bestehen, und es begegnete uns auch ein Wrack. In der ersten Sturmnacht wurden wir bei dem Stampfen des Schiffes, dem Brausen des Sturmes und dem Gepolter aller nicht festgebundenen Gegenstände durch einen heftigen Lärm erschreckt, der durch das Herabstürzen einer Segelstange vom Mast auf das Verdeck entstand. Heulen und Zähneklappen herrschten im Zwischendeck, die Passagiere glaubten sich schon dem Untergang geweiht. Ich zog mich am Morgen an und begab mich auf das Verdeck, um mir das großartige Schauspiel des Sturmes anzusehen, wo ich denn auch der einzige Passagier war. Ich klammerte mich fest an, fortwährend von Sturzwellen überschüttet, und beobachtete mit größtem Interesse die vom Wicht gekrönten Wogen, die unser Schiff bald auf die Höhe hoben und bald wieder in die Tiefe senkten. Ich war der einzige von allen Mitreisenden, der von der so lästigen Seekrankheit verschont blieb und der auch den großartigen Anblick des Meeres voll und ganz auf sich einwirken lassen konnte. Der Sturm nahm denn so nach und nach auch ein Ende, und wir fuhrten in einer Nacht um die Nordküste Schottlands zwischen den Shetlandsinseln hindurch in den Atlantischen Ozean. Es war eine stockfinstere Nacht und nebligtes Wetter. Man hatte uns eine alte Trompete gegeben, um so viel Lärm als möglich zu machen, damit wir andere Schiffe aufmerksam machen konnten, daß sie nicht mit uns zusammenstießen. Wir gaben das schauerhafte Konzert einige

Stunde
dem an
nach de
zu Fried
Auf
Verföht
verivö
Morgen
wechse
pen, S
Kindfl
Tee od
ter hat
versehe
Kartoff
abends
von B
mir ein
bad ab
einen
runde
lich, ab
Hamm
widerst
hing,
die To
so beka
es et
war, d
immer
Appeti
ring.
schmed
sehr n
wasser
sich zu
Wasser
leere
loch hi
Man
Wasser
An
Leute,
ben m
auch
mir v
und P
der T
beweg
lustige
bewun
unter
Reflex
mir d
Tages
adler
ein M
und
prächt
Ci
ner V
ausfü
Mast
etwas
auf de
lich.

Stunden lang, indem immer der eine mit dem anderen abwechselnd blies, um endlich nach der Kunstübung müde in unsere Kojen zu kriechen.

Auf dem Schiffe hatten wir die volle Verköstigung zu erhalten, die aber einem verwöhnten Gaumen nicht zugesagt hätte. Morgens ein dünner Kaffee, mittags abwechselnd Erbsen, Linsen, Bohnen, Graupen, Sauerkraut. Gesalzenes Schweine- und Rindfleisch gab es genügend und abends Tee oder heißes Wasser. Meine gute Mutter hatte mich reichlich mit gutem Zwieback versehen, ebenso mit geriebenen gekochten Kartoffeln; gut getrocknet, lieferten diese abends eine gute Kartoffelsuppe. Mit dem von Bremen mitgebrachten Rum machte ich mir einen Grog, zu dem ich meinen Zwieback aß. Auf dem Schiffe erhielt man auch einen sogenannten Zwieback, das waren runde braune Kuchen, dem Kommisbrot ähnlich, aber so steinhart gebacken, daß sie dem Hammer und natürlich auch den Zähnen widerstanden. Man zerstückte sie, so gut es ging, in kleine Stücke, steckte sich diese in die Tasche und ab und zu in den Mund, so bekam man dann doch im Laufe des Tages etwas in den Magen, was erwünscht war, da man auf See, wenn man gesund ist, immer Hunger hat. Die Seeluft macht Appetit. Hier und da gab es auch einen Beering. Trinkwasser war äußerst rar und ungeschmeckend, doch hätte man es zum Waschen sehr nötig gehabt, da man sich mit dem Seewasser nicht gut waschen kann. Man suchte sich zu helfen, indem man sich auf eines der Wasserräder auf dem Verdeck setzte und eine leere Flasche an einer Schnur in das Spundloch hineinließ und gefüllt wieder heraufzog. Man hatte dann wenigstens ein wenig Wasser zum Waschen.

Am Bord waren ziemlich viele musikalische Leute, die hier und da etwas zum besten gaben und abends bei gutem, ruhigem Wetter auch zum Tanze aufspielten. Ich vertrieb mir viel die Zeit mit Zeichnen, Skizzieren und Porträtieren, sah dem anmutigen Spiel der Tümler (Delphine) zu, die bei etwas bewegter See in beträchtlichen Mengen ihr lustiges Spiel auf den Wellen trieben. Oft bewunderte ich die Farbenpracht der auf- und untergehenden Sonne am Himmel und als Reflex auf dem Meere, rauchte und vertrieb mir die Zeit, so gut es gehen wollte. Eines Tages hatte sich, jedenfalls ermüdet, ein Seeadler auf dem Schiffsmast niedergelassen, den ein Matrose nach hartem Kampfe, zerbiß und zerkrakt herunterholte. Es war ein prächtiges Tier.

Eines Tages empfand ich als guter Turner Lust, den Mast zu ersteigen, was ich auch ausführte und bis in die oberste Spitze im Mastkorb bestieg. Da wurde es mir aber doch etwas schwindelig, die gelinde Schwankung auf dem Verdeck war da oben sehr beträchtlich. Matrosen, die mich beobachtet hatten,

stiegen mir nach, um mich da oben gegen ein Seilgeld festzubinden. Ich merkte ihre Absicht, und während sie auf der einen Seite emporstiegen, rutschte ich schnell an einem Seile hinunter, wo ich sie dann ansachte und sie das Nachsehen hatten. Bei gutem Winde und verhältnismäßig schneller Fahrt ist es ja auf einem Segelschiff interessanter als auf einem Dampfer, bei Windstille ist es aber fast zum Verzweifeln, wenn das Schiff gar nicht vom Flecke kommen will. Wir hatten aber auch dies ertragen müssen. Doch die Zeit ging herum; eines Tages kam der Lotse an Bord, es zeigte sich am Horizont als nebliger Streifen allmählich das ersehnte Land, und am 1. Oktober fuhren wir nach sechs wöchiger Fahrt glücklich in die Bai von New-York ein, die einen herrlichen Anblick gewährte. Links die Hügel von Staten-Insel, rechts Longisland und Hoboken. Das Herz schlug einem vor Erwartung, was uns die neue Heimat bringen werde.

Dies in kurzen Umrissen meine Erlebnisse auf der Reise nach Amerika, die nun schon 69 Jahre zurückliegen und die ich rein nach meiner Erinnerung, ohne frühere schriftliche Aufzeichnungen wiedergebe. Die auf dem Schiffe gezeichneten Skizzen sind noch in meinem Besitze.

Geschichten und Bilder aus Alt-Gießen.

2. Kammacher Schäfer.

(Schluß.)

Bei seiner Anwesenheit in Amerika versäumte Schäfer begreiflicherweise nicht, die zwei größten Sehenswürdigkeiten dieses Landes, die Niagarafälle und den nachmaligen Yellowstone-Park, zu besuchen. Im letzteren fanden die riesigen Mammutbäume, die Wellingtonien, seinen ganzen Beifall. Hundert Meter werden diese Riesenfichten hoch, und ihr Stamm erreicht einen Durchmesser bis zu 12 Meter. Allerdings gehören Hunderte von Jahren Wachstum dazu, bis sich der gigantische Baum zu diesen Dimensionen entfaltet. Schäfers erster Gedanke war: „Das wär' ebbes für dei Batteredstadt,“ und dieser Gedanke ließ ihm keine Ruhe. Er beschloß, ein Säckchen Wellingtonien samen mit nach Gießen zu nehmen. In seiner Phantasie malte er sich aus, wie spätere Geschlechter in dem Wald mit den Riesenbäumen lustwandeln und dieser eine Sehenswürdigkeit Deutschlands würde, zu dem die Besucher aus aller Herren Länder herbeigeströmt kämen, was dann auch sicher geeignet wäre, den Wohlstand der Stadt zu erhöhen. Da heiße es dann: „Das haben wir alles dem alten Schäfer zu verdanken!“ und nur mit Ehrfurcht und Hochachtung würde in späteren Zeiten sein Name genannt werden. „Ich bin,“ sagte der Alte, „damals vor Stolz um vor Hochachtung vor mir selber um e paar Zoll gewachse.“ Er war überzeugt, daß es der Stadtrat nach seinem Tode ge-

wiß nicht versäumen werde, an seinem Häuschen eine Marmortafel mit der Inschrift anzubringen: „Hier wohnte Kammacher Schäfer, der Schöpfer unseres Wellingtonienparks. Ehre seinem Andenken! Die Stadt Gießen.“ Die Sache ging ihm Tag und Nacht im Kopfe herum, und um mit sich zu Ruhe zu kommen, beschloß er, die Heimreise gar nicht abzuwarten, sondern den Samen per Post heimzuschicken. Er beschaffte sich denn auch ein Säckchen davon und schickte es mit einem Schreiben an die Bürgermeisterei in Gießen. „Biste des nächst' Jahr heim kimmst, kannst du'r die Blänzercher schon betrachte,“ meinte er.

Ein Jahr später traf Schäfer wieder in Gießen ein, und sein erster Gang war auf das Rathaus. „Gundag,“ sagte er zum Bürgermeister, — „da wär ich widder!“ Der sah ihn mit einem eigentümlichen Blick an, als wenn er absolut kein Verständnis für diese Erklärung habe. Schäfer wiederholte daher: „Ja, da bin ich widder.“ „Das seh ich,“ antwortete der Bürgermeister und machte die Augen noch weiter auf. „Na,“ sagte Schäfer, „ich war doch in Amerika un bin aweil zurückgekomme un wollt emal hörn, was es mit mei'm Wellingtoniesame, den ich vorm Jahr eriwwer geschickt hab', gegenwe hat.“ Jetzt erst ging dem Bürgermeister ein Licht auf; er begrüßte den Alten freundlich, unterhielt sich mit ihm, aber von dem Samen wußte er nichts. „Das Sae deht er net selbst besorje, das wär Sach vom Stadtgärtner. Frage se doch emal de Ratsdiener,“ sagte er und damit war der Besuch beendet. Bange Zweifel stiegen in dem Alten auf. Er lief zum Ratsdiener und erkundigte sich bei diesem. „Wfangs wollt' der auch nix von dem Same wisse,“ erzählte Schäfer, „schließlich gab er anwer zu, daß des Säckelche a'gekomme un auf de Boddem gebracht worde wär.“ — „No, frug ich, warum habt e'n dann nett gesät?“ — „Ei weil en die Mäus gefresse hanwe, antwortete der Ratsdiener, dann fügte er, gewissermaße um sich zu entschuldige, odder um mich zu beruhige, dezu: Ich will anwer doch ez emal e Fall stelle.“ — „Se könne sich denke,“ sagte damals der alte Schäfer zu uns, „daß es mir war, wie wenn mir einer en Kiewel mit Wasser iwwer de Rüde geschütt' hätt!“

Schäfer hat die schnöde Gleichgültigkeit, welche die Bürgermeisterei in dieser Sache an den Tag gelegt hatte, nie vergessen können. Wer weiß, ob wir nicht jetzt einen vierzig Jahre alten Wellingtonienhain hätten, wenn der Same nicht von „de Mäus gefresse“ worden wäre! — — — L. F.

Worte zum Nachdenken.

Der Anführer der Menschen ist der, welcher vor der vordersten Reihe der Menschen

Verantwortlich: Pfarrer Bechtolsheimer. Druck und Verlag der Brühl'schen Universitäts-Buch- und Stein-druckerei R. Lange, Gießen.

steht, der Gefahr trotzt, vor welcher alle anderen zurückschrecken, und welche, wenn sie nicht besiegt wird, die andern verschlingt. Jede edle Krone ist eine Dornenkrone.

Thomas Carlyle.

Auch stille sein ist ein gewaltig Werk.
Friedrich Lienhard.

Ich möchte so gern alle meine Untertanen glücklich sehn, aber kein Mensch kann wahrhaft glücklich sein, der nicht gut ist; und gut von Herzen kann er nur allein durch die stille umschaffende Kraft der Religion werden.
Friedrich Wilhelm III.

Gottes Mühlen mahlen langsam,
Mahlen aber trefflich fein,
Was mit Langmut er versäumt,
Dolt mit Schärft' er wieder ein.

Friedrich von Logau.

Kirchliche Anzeigen.

Sonntag den 3. März. Ofuli.
Gottesdienst.

In der Stadtkirche. Vormittags 9½ Uhr: Pfarrassistent Lic. Keuning. — Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Matthäusgemeinde. Pfarrer Mahr. — Abends 6 Uhr: Pfarrer Schwabe. — Abends 8 Uhr: Vereinigung der konfirmierten männlichen Jugend der Matthäusgemeinde. — Dienstag den 5. März, abends 8 Uhr: Vereinigung der konfirmierten weiblichen Jugend der Mariusgemeinde. — Freitag den 8. März, abends 8 Uhr: Vereinigung der konfirmierten weiblichen Jugend der Matthäusgemeinde.

In der Johanneskirche. Vormittags 9½ Uhr: Pfarrer Bechtolsheimer. — Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Lukasgemeinde. Pfarrer Bechtolsheimer. — Abends 6 Uhr: Pfarrer Ausfeld. — Abends ½8 Uhr: Vereinigung der konfirmierten weiblichen Jugend der Lukasgemeinde. — Abends ½8 Uhr: Vereinigung der konfirmierten männlichen Jugend der Johannesgemeinde. — Freitag den 8. März, abends ½6 Uhr: Vereinigung der konfirmierten weiblichen Jugend der Johannesgemeinde.

In Konfirmationshalle (Liebigstraße 56). Nachmittags 2 Uhr: Gottesdienst und Feier des heiligen Abendmahles für Taubstumme. Pfarrer Bechtolsheimer.

Am nächstkünftigen Sonntag den 10. März findet im Abendgottesdienst Beichte und heiliges Abendmahl für Lukas- und Johannesgemeinde gemeinsam statt. Anmeldungen vorher bei dem Pfarrer jeder Gemeinde erbeten.

Ben
Nr.
Evang
Un
jezt a
sten Z
wegge
und f
trost
kann
der W
„Wein
wort
werden
versin
Un
denn
heute
auch
„Ich
Ber o
gleich
an mi
das gl
gen in
der ist
hoffnu
in deu
in Tr
jes li
daran
Lieben
Engel
„
D
U
U
R

Geshi
2.
Ein
erstem
Wande
man
Adress
Jahres
Gießen
tiger
nen u